



Nr. 237.

Donnerstag, den 10. Oktober 1907.

22. Jahrgang.

Getrennte Welten.

Roman aus der modernen Gesellschaft von Clarissa Kohde.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Wieder und wieder las Bruno die wenigen Zeilen. Der Gedanke, daß sie bald wieder in seiner Nähe sein würde, machte sein Herz höher klopfen. Doch ehe die Zeit dieses heiß ersehnten Wiedersehens herannahnte, stand ihm noch ein anderes, tief in sein Leben eingreifendes Ereignis bevor: die Aufführung seiner ersten dramatischen Arbeit. Vorher schon war das moderne Schauspiel, dem die Randolph eine besondere Anziehungskraft verliehen, mit rauschendem Erfolg über die Bretter gegangen. Die große Bühnenkünstlerin hatte sich selbst überlassen. Das leidenschaftliche unerfättliche Weib, das in der Jügellosigkeit seiner Launen sich und den Geliebten ins Verderben stürzt, wie hatte sie ihm Leben und Wahrheit zu verleihen gewußt. Bruno, der der Aufführung beizuhohnen, begriff jetzt, welche Anziehungskraft diese Circe für Naturen, wie die Dietrichs, gehabt haben mußte. Sie, die Nebenbuhlerin Edithas, der stillen, innerlichen, von edlem Seelenleben erfüllten Frau! Ja, sie war in dem Kampf mit Editha Siegerin geblieben, doch über wen? Ueber einen Mann, der nie gelernt, seine Begierden zu beherrschen, es nie gewollt hat, einen Mann, der wie Graf Alten richtig bemerkt hatte, keine Selbstsucht kannte. Ein Pyrrhussieg war es gewesen, und auch ein Pyrrhussieg war auch der dieses Weibes auf der Bühne. Denn auch hier wie im Leben ward sie zur Verderberin des Mannes, mit dem sie selbst zugrunde geht. „Was sagen Sie zu diesem Erfolg, Herr Baron?“ wendete sich der Justizrat fragend zu Bruno, als man einige Tage später wieder um den Teetisch der Mätin saß.

„Ich finde, daß er verdient ist,“ war die ruhig gegebene Antwort, „denn die große dramatische Begabung des Dichters ist unzweifelhaft, wenn mir auch der Stoff, den er gewählt hat, diese Schilderung unlauterer Leidenschaften im höchsten Grade unsympathisch ist.“

„Wir Frauen sollten besonders mit ihm großen,“ meinte die Mätin. „Er hat da ein böses Bild von der modernen Frauennatur entworfen.“

„Vielleicht,“ warf der Rat ein, „kennt er keine Frau, die ihm einen besseren Begriff von der Weiblichkeit beibringen könnte!“

„Pikant aber, höchst pikant!“ rief der Justizrat. „Und wie die Randolph spielt! Es wurde einem wirklich ganz heiß. Und welche Effekte wußte sie herauszubringen! Wird Ihnen nun nicht ein wenig bange, um den Erfolg Ihres Dramas, lieber Baron? Es kommt mir gar zu zahm vor im Vergleich mit der stark gewürzten Kost, die in jener Premiere dem Publikum geboten wurde.“

„Warten wir doch ab,“ widersprach der Rat, „und machen wir unserem Freunde nicht unnötig das Herz schwer.“

Das Herz schlug Benno aber doch, als er einige Tage später mit seinen Freunden von der Orchesterloge aus der Aufführung seines Stückes beizuhohnen. Der erste Akt wurde schweigend aufgenommen. Es war die Exposition. Noch wußte man nicht, wie sich die Handlung weiter entwickeln werde. Erst beim zweiten Akt wuchs das Interesse. Die rührende Gestalt des

treuen Weibes, die mit so viel Tiefe und Innigkeit vom Dichter gezeichnet war, verfehlte ihre Wirkung nicht. Und als der Vorhang fiel, durchbrauste auch hier ein aufrichtiger Beifall das Haus, und Bruno mußte sich auf der Bühne zeigen.

Die Mätin empfing ihn mit Tränen in den Augen. Sie glaubte, noch nie einen glücklicheren Moment erlebt zu haben. Sie hatte in ihrem Hause für den Freundeskreis ein Festmahl herrichten lassen, und freudig reiheten sich alle um die blumengeschmückte Tafel.

„Was sagen Sie nun, lieber Eberhard?“ wandte sich die Mätin strahlenden Auges zu dem Justizrat. „Ihre schlimmen Prophezeiungen haben sich zum Glück nicht erfüllt.“

„Heute nicht,“ entgegnete der Zweifler. „Aber ich möchte unserem Freunde doch raten, sich nicht zu sehr von dem Erfolge berauschen zu lassen. Warten wir die Kritik ab. Ich glaube, da mehrere recht verdächtige Gesichter gesehen zu haben, hinter deren Stirn Unheil gegen den Verfasser gebräut wurde.“

„Mag sie ihr schlimmstes tun,“ rief Bruno heiter. „Ich bin gefeit. Man hat mich nicht verworfen, das ist mir für mein Erstlingswerk genug. Und wenn ich hier im Kreise lieber Freunde diesen ersten Erfolg feiern darf, kann ich mir Besseres wünschen?“

Er hob sein Glas, und alle stießen freudig an, selbst der Justizrat. „Sie sind eben ein Glückspilz, lieber Baron,“ sagte er, als beide durch die nächtlich stillen Straßen des Westens den Heimweg einschlugen. „Ihnen gelingt alles. Wer weiß, was Ihnen die Zukunft nicht Gutes und Schönes bringen mag.“ Bruno lächelte. Ja, was würde die Zukunft bringen? Hoffte er doch noch auf ein größeres beseligendes Glück, als es der Erfolg seines Dramas war?

27. Kapitel.

Wieder breitete der Frühling seinen Glanz über Wald und Flur, wieder blühte und duftete alles um das Frauensteiner Schloß; noch immer aber standen die weiten Räume leer, noch immer weckte die Herrin in der Fremde. Auch in Schönwald war der Gebieter erst sehr spät eingezogen. Da sein Drama wider Erwarten ein Repertoirestück geworden war, hatte er sich lange nicht von Berlin trennen können, wo ihn sein neuer Erfolg wieder mehr in das Leben und in die in letzter Zeit nach der Lösung seiner Verlobung von ihm gemiedenen literarischen Kreise zog. Hatte er doch anfangs gewünscht, dort einem Gliede der Familie Hüller zu begegnen, und er sagte sich, daß erst eine lange Zeit über das Vergangene hingehen müsse, ehe das ohne die peinlichste Erregung für ihn möglich wäre. Hüllers aber, die nun endlich doch, nachdem sie ihre Tochter verheiratet hatten, nach Berlin heimgekehrt waren, hielten sich ungemein, und in Wahrheit etwas schamhaft, zurückgezogen. Die Familie Winter war nur flüchtig in Berlin gewesen, um gleich wieder nach ihrer Besitzung in Baden-Baden zu übersiedeln.

Um so lebhafter ging es im Amtmannshause zu, wo zu Vertrubs Hochzeit gerüstet wurde. Alle Tage saßen die bejähigte Amtmännin und Fräulein Christine, zuweilen als dritte im Bunde auch noch die würdige Frau Schott aus Frauenstein in langen Beratungen über Aussteuer und Hochzeit beisammen. Tischler und Tapezierer arbeiteten fleißig an der Renovierung des alten Pfarrhauses, moderne Möbel wurden hereingeschafft, so daß es bald ein ganz gewandeltes Aussehen erhielt. Auch das neuerbaute Krankenhaus in Frauenstein stand schon unter Dach, und die im Namen der Baronin vom Pastor Lorenz geworbene Diaconissin waltete getreulich bei den Kranken Frauensteins und Schönwalbes ihrer Samariterthätigkeit. Bruno hatte gemeinschaftlich mit dem Pastor schon verschiedene Male sich den Bau angesehen, zu dem Editha trotz des Widerspruchs beider Anwälte die nötigen Summen aus ihrem Privatvermögen hergab, daß er sich noch am diesem schönen Werke werde beteiligen dürfen, hoffte er noch immer, wenn Editha nur erst zurückgekehrt sein würde.

Endlich kam auch dieser von so vielen treuen Herzen ersehnte Tag heran. Die Heimkehr der Baronin hatte sich durch eine Krankheit des kleinen Günther verzögert. Editha hatte, schon auf der Rückkehr begriffen, noch einige Wochen am Genesersee weilen müssen. Jetzt war der kleine soweit hergekömmt, daß von den Ärzten die Reise gestattet worden. Aber es war mittlerweile der Juli herangekommen, und Pastor Lorenz wartete schon ungeduldig auf die Rückkehr der geliebten, lang entbehrt Braut, um sie endlich heimzuführen zu können.

Bruno war gerade für einige Zeit nach Berlin gegangen, wo er wegen der Aufführung seines Dramas in der nächsten Winteraison zu unterhandeln hatte. Und wie immer widmete er dann auch einige Tage den Freunden und verlebte stille Stunden mit der Rätin in deren Garten, der mitten in dem Gemüth der Großstadt ihn wie eine Oase des Friedens und Wohlseins umfing.

„Sie müssen mir diesen Sommer wieder einige Wochen schenken,“ bat er die Freundin. „Sie ahnen gar nicht, wie sehr ich mich in meiner Einsamkeit dort in Schönwalde nach einem verständnisvollen Worte, einem Austausch der Gedanken sehne.“

Die Rätin nickte. „Ich komme gern,“ sagte sie, „um so lieber, da nun doch auch bald die Baronin nach Frauenstein zurückkehren wird. Dann wird es mir doch endlich möglich werden, dieser Frau, die mein Interesse in so hohem Grade erregt hat, näher zu treten.“

„Ja, wenn sie erst zurückkehrt!“ seufzte Bruno auf. „Haben Sie vielleicht etwas näheres darüber von dem Justizrat erfahren?“

„Er erwartet sie sehr bald, wie er mir leithin sagte,“ entgegnete die Rätin mit einem verständnisvollen Lächeln in das mit einem leichten Rot überlöffene Antlitz Brunos schend. Auch Graf Alten und Gemahlin werden sich einige Zeit in Frauenstein aufhalten, wo des Grafen Anwesenheit zur erledigung der Nachlassangelegenheit dringend notwendig ist.“

„Ja, ja, Alten schrieb mir davon, doch ohne einen bestimmten Zeitpunkt anzugeben, da alles von der Genesung des kleinen Günther abhinge.“

Zu seiner Freude erfuhr Bruno, als er am nächsten Tage nach Schönwalde zurückgekehrt, daß Editha während seiner Abwesenheit in Frauenstein eingetroffen sei. „Ach, die Freude,“ rief die ihn begrüßende Wirtschafterin, nachdem sie ihm diese Nachrichten mitgeteilt hatte, ganz erregt. „Alle Schönwalder sind in Aufregung. Das Krankenhaus ist von oben bis unten mit Guirlanden geschmückt, und bei Amtmanns jubelt Alt und Jung; denn nun ist auch Fräulein Gertrud da, und es wird bald Hochzeit geben.“

Bruno konnte seine Bewegung kaum bemeistern. War es ihm jetzt doch klar, daß er das Bild Edithas im Herzen getragen, seit er sie zum erstenmal gesehen; hatte er sich doch der ihm entgegengetragenen Liebe jenes schönen, koketten Mädchens doch nur hingeegeben, um das aufkeimende Gefühl für das Weib eines anderen, dessen er sich ahnungsvoll bewußt geworden war, niederzuhalten.

Editha wandelte indessen mit großem, still glücklichen Herzen durch Garten, Wald und Feld. War sie doch wieder in der Heimat, die ihr jetzt erst wirklich zur Heimat werden sollte, unter all den treuen Menschen, die an ihr hingen, die sie so lieb hatte, für die sie fortan, ungehindert durch irgendwelche Einsprache, wirken für die sie leben konnte. Mit dem Kinde an der Hand schritt sie durch das Dorf, wo ihr aus jedem Hause die Bewohner entgegenstrahlten, die Kinder ihr Blumensträuße überreichten und die Alten ihr voll warmer Bewegung einen Willkommengruß, ein: „Gott segne unsere liebe, gnädige Frau Baronin!“ zuriefen. Der Pastor führte sie nach dem Krankenhaus, wo die Diaconissin ihr vorgestellt wurde, und dann zu

dem neu hergerichteten Pfarrhause, wo seine Braut mit ihren Eltern zu einem frugalen ländlichen Frühstück ihrer warteten.

Nach Bruno hatte sie sogleich nach ihrer Ankunft gefragt und gehört, daß er in Berlin sei. Das war eine kleine Enttäuschung gewesen. Sie freute sich auf dieses Wiedersehen, freute sich, ihm sagen zu können, wie sie sich die ganze Zeit mit ihm beschäftigt habe, wie sie seine Erfolge mitgeföhlt, wie sie sich an dem Leben seines Dramas, das zu sehen ihr nicht vergönnt gewesen war, erbaut und allen Ideen, die er darin entwickelt, zugestimmt habe. Die Diaconissin hatte eine nach ihrer Krankheit in der Genesung begriffene Frau in Schönwalde zu pflegen, die zu den besondern Schülern Edithas zählte. Sie versprach daher der Schwester, nachmittags dort einen Besuch zu machen.

(Schluß folgt.)



Der nächste Roman des „Wiesbadener General-Anzeigers“.

In den nächsten Tagen beginnt der „Wiesbadener General-Anzeiger“ mit dem Abdruck des in allen Lesersichten eines durchschlagenden Erfolges sicheren Romanes:

„Aus allen Straßen.“

Roman aus dem Nachleben einer kleinen Stadt
von Heinrich Wandlow.

Auch die Stadt . . . hat ihre schwarzen, geheimnisvollen Tiefen im Gesellschafts- und Familienleben. Wandlows Roman, ebenso modern packend, als psychologisch fein und technisch gänzend geschrieben, leuchtet erbarmungslos in dieses Dunkel hinein! Der köstliche Uhrmacher, der sich für ein philosophisches Genie hält und beim Stochern im Räuberwerk der Uhren über den wunderbaren Bau des Weltalls nachsinnt; die armen alternden Mädchen in ihrer Angst, sitzen zu bleiben; die Frau von gutem Ruf, die sich in zweideutiger Absicht in die Wohnung eines Arztes verirrt; die heimlichen Verbrecher der kleinen Stadt — das sind lauter Menschen des Romanes, bei denen man empfindet, daß sie mit Mithrascher Wahrheitsstrenge nach lebenden Vorbildern geschildert sind. Aus dem spannenden Leben, das den Roman von Anfang bis Ende erfüllt, aus den Kleinbürgerlichen Sittenbildern etc. wächst erschütternd der Hauptkonflikt hervor: eine tief tragische Brandstifteraffäre! Hier zeigt sich der Autor als scharfsichtiger Seelenkenner. Aber es fehlt auch nicht an heiteren, gemüthvollen Lichtern. Kaum daß eine neue Wendung des Romans die Nerven spannt, kann der Leser sich im nächsten Augenblick vor Lachen schütteln. Dieser überquellende, herzerquickende Humor ist urursprünglich. Er fließt wie von selbst aus den prachtvoll beobachteten Menschencharakteren.



Denkspruch.

Die ganze Weisheit des Menschen sollte allein darin bestehen: jeden Augenblick mit voller Kraft zu ergreifen, ihn so zu benützen, als wäre es der einzige, lehte. Es ist besser, mit gutem Willen etwas zu schnell tun, als untätig bleiben.

Schiller.



Ankündigung des Rebus aus voriger Nummer:
Leid währt nicht immer, Ungebulb macht's schlimmer.



Der Humorist



Freibellage zum «Wiesbadener General-Anzeiger».



Nr. 31.

Donnerstag, den 10. Oktober 1907

22. Jahrgang.

Aus der Anekdotenmappe eines alten Komödianten.

Frédéric Febvre, der einst hochgeschätzte Doyen der Comédie Française, der seit vielen Jahren ein otium cum dignitate genießt, erzählte einem Mitarbeiter des Gil Blas eine Anzahl lustiger Geschichten, die er selbst erlebt oder von Ohrenzeugen gehört hat. Zwei dieser Anekdoten betreffen Auber, den Komponisten von Fra Diavolo.

Als Rossini starb, sagte Auber auf dem Friedhof melancholisch zu Febvre: „Es ist heute wohl das letzte Mal, daß ich als Amateur auf dem Père-Lachaise bin.“ Kurz darauf saß Auber in dem inzwischen längst entschlafenen Théâtre Lyrique bei einer Aufführung von Félicien Davids Perle du Brésil neben Febvre. Der Komponist schien friedlich zu schlummern und schnarchte ganz vernehmlich. Während des zweiten Aktes aber wachte er plötzlich auf und schrie laut: „Bravo! Bravo! Endlich eine Arie, die nicht von ihm ist!“

Eine etwas boshafte Geschichte erzählte Febvre von seinem berühmten Kollegen Got. Als der Schauspieler Delaunay im Jahre 1886 in den Ruhestand treten wollte, inszenierte er mit großem Tamtam seine Abschiedsvorstellung. Bei dieser Abschiedsvorstellung sollte auch Got als stumme Person, d. h. als Dekoration mitwirken, und Delaunay eilte zu ihm, um mit ihm die geplanten Effektsüßchen durchzunehmen. „Ich werde“, sagte er zu Got, „zulezt, von Rührung übermannt, deine Hand ergreifen, dich an die Rampe führen und mit vibrierender Stimme sagen: „Hier sehen Sie den ältesten meiner Kollegen!“ — „Erlaube mal“, erwiderte Got, der nicht gern an sein Alter erinnert werden mochte, „du könntest vielleicht besser sagen: meinen ältesten Kollegen! Uebrigens aber sag, was du willst, ich bin mit allem zufrieden, denn man soll einem Sterbenden nichts abschlagen!“

Recht heiter ist ein Geschichtchen, das Febvre von Deconte de Vise erzählt. Ein junger Dichterling hatte einmal in einer günstigen Stunde den Dichter der Podmes barbares abgefangen und las ihm mit Pathos seine Gedichte vor. Als er damit fertig war, blickte er ängstlich auf seinen Richter und wartete auf das Urteil. „Wissen Sie, junger Mann“, sagte Deconte de Vise, indem er sein Monocle ins Auge klemmte, „wenn ich in Ihrem Alter solche Verse gemacht hätte, hätte ich nie gewagt, sie Victor Hugo vorzulesen.“ — „Dem hätte ich sie allerdings auch nicht vorgelesen“, stammelte der junge Mann bestürzt.

Und nun noch eine Geschichte von Glatigny, dem Schauspieler und Dichter, den Catulle Mendès zum Helben einer Kunstzeiunerkomödie gemacht hat. Albert Wolff hatte einmal im Figaro den Dichter Banville scharf angegriffen, und Glatigny fühlte sich berufen, Banville zu rächen. Er lauerte Wolff in einem Kaffeehause auf und versetzte ihm einen „Puß“. Natürlich folgte eine Herausforderung zum Zweikampf. Catulle Mendès sollte einer von Glatignys Zeugen sein; als er aber die Bedingungen des Zweikampfes hörte, lehnte er entschieden ab, denn Glatigny, der so kurzschichtig war wie ein Ahu am Tage, mußte nach seiner Keherzeugung

beim ersten Schuß erschossen sein. Und es sollte sogar zweimal geschossen werden! Schließlich fand ich aber Ersatz für den ängstlichen Mendès, und das Duell konnte stattfinden. Man weiß ja, wie französische Pistolenduelle gewöhnlich enden: Die beiden Gegner bleiben unverfehrt, und getroffen wird nur die Natur. Hier hätte die Sache aber schlimmer enden können, denn Wolffs Kugel pfiff dicht an Glatignys Ohr vorbei. „Es ist nun einmal bestimmt, daß ich bei allen Premieren ausgepiffen werden soll“, sagte Glatigny melancholisch. „Im Theater pfeifen die Zuschauer, und hier (es war sein erstes und einziges Duell) pfeifen die Kugeln!“



Nichts ist unmöglich.

Der amerikanische General Ulysses Grant war schon als Schüler ungemein ehrgeizig und energisch. Eines Tages hatte er eine Aufgabe zu lösen, mit der er nicht fertig werden konnte, und ein Schulkamerad sagte zu ihm: „Das kannst du nicht!“

„Ich kann es nicht?“ versetzte Grant, „was heißt das?“

„Nun, das heißt ganz einfach, daß du es nicht kannst“, erwiderte der Freund.

Grant holte sich ein altes Wörterbuch hervor und suchte darin nach dem Worte can't (kann nicht), das der Freund zu ihm gesprochen hatte, vermochte es aber nicht aufzufinden. Schließlich wußte er sich nicht anders zu helfen, als daß er zu seinem Lehrer ging und denselben nach der Bedeutung des Wortes can't fragte, wobei er hinzusetzte: „Das Wort steht nicht in meinem Wörterbuch!“

Der Lehrer erklärte ihm nun, das Wort can't sei dadurch entstanden, daß man die Worte can und not zusammengezogen habe; daraus sei can't entstanden und bedeute: „Ich kann nicht“, oder „es ist mir unmöglich.“

Diese Szene ist auf Grants späteres Leben von großem Einfluß gewesen, und wenn ihm später jemand mit der Bemerkung kam: Ich kann nicht, dann schüttelte Grant den Kopf und sagte mißbilligend: „Sie können nicht? Das Wort darf nicht in Ihrem Lexikon stehen!“

Humor.

Sonnenanbeter. Es war im Juli eines gesegneten, wasserreichen Sommers, an einem Tag, der den Eindruck machte, als ob die Sonne sich nie wieder uns armen Erdenbewohnern zeigen wollte, da fuhren auf dem Deck eines Omnibusses zwei dunkle, orientalistisch aussehende Männer. Es waren Perser. Ein Passagier fragte den Schaffner, was denn das für Leute wären.

„Ich weiß es nicht“, versetzte der Beamte, „aber ich habe gehört, wie der Herr, der eben mit dem Jungen abstieg, ihm erklärte, es seien Sonnenanbeter.“

Der Frager, ein biederer Handwerksmeister, wirft einen Blick auf die Fremdlinge und einen auf den trüben Himmel, dann meint er überzeugungssinnig: „Ach, die haben wohl eben Ferien?“

Wie er's machte. Ein Reisender, der ein großes Kaufgeschäft besuchte, wettete mit dem Geschäftsführer, er würde unter den Angestellten alle verheirateten Leute herauskennen, ohne auf ihre Hände zu sehen. Die Wette wurde angenommen, und der Reisende stellte sich an der Tür auf, durch die die Leute eintraten, wenn sie von ihrer Tischzeit zurückkamen. Bei jedem einzelnen sagte er: „Verheiratet“ oder „Nicht verheiratet“, und mit ganz wenigen Ausnahmen traf er's jedesmal.

„Wie machen Sie das nur?“ fragte der erstaunte Geschäftsführer.

„Sehr einfach,“ war die Antwort. „Ich sehe auf die Füße. Die Verheirateten wischen sie alle an der Türmatte ab, die Unverheirateten in den meisten Fällen nicht.“

Je nachdem! „Was!“ rief der Pferdehändler, „für die alte Schindmähre wollen Sie 200 Mark haben! Die ist ja das Umbringen nicht wert!“ — „Ja, das sagen Sie so,“ versetzte der Eigentümer des Pferdes, „aber glauben Sie mir, wenn ich es fertig bringen könnte, das Tier von einem Eisenbahnzug überfahren zu lassen, bekäme ich mindestens das doppelte dafür!“

Stolz. Frau Behner: „Rein kleiner Junge hat die Masern.“

Frau Behner: „Meiner auch, er hat sie von den Kaufmannskindern drüben.“

Frau Behner (verächtlich): „So? Na, mein Junge hat sie von den Pfarrerskindern.“

Das half! „Denke dir nur, Moritz,“ sprach Frau Eitelheim zu ihrem etwas geizigen Gatten, „als ich gestern bei den Levisohns zum Jour fix war, traf ich Frau Simon. Wir hatten uns zwei Jahre lang nicht gesehen, aber sie erkannte mich sofort wieder. Und weißt du woran?“ — „Nun, an deinen schönen Augen?“ — „Rein, aber an meinem alten Hut.“ — Das half; am Tag darauf begleitete Herr Eitelheim seine Frau zur Modistin.

Merkwürdig. Ein Rechtsanwalt, der ein eifriger Anhänger des Golfspiels ist, pflegt seine Sonnabendnachmittage diesem edlen Sport zu widmen, wobei er ziemlich Mengen von Selters mit Kongal zu vertilgen gewöhnt ist. Eines Sonnabends wurde er durch eine wichtige Konferenz vom Spielen abgehalten, und als er etwas früher wie gewöhnlich nach Hause kam, meinte er zu seiner Frau: „Heute war's nichts mit Golf.“ Dabei hob er sein kleines Töchterchen vom Boden auf und küßte es. „Pappi,“ sagte da die Kleine, „du riechst aber doch nach Golf!“



Nicht zufrieden. Ein alter Bauer hat in einer Ausstellung auf ein 50 Pfenniglos einen Pony mit Geschirre und Wagen im Wert von 1000 Mark gewonnen. Nachdem er seinen Gewinn eine Weile mit kritischen Augen betrachtet, meint er: „Awerst de Peitsch! Die hätt' er wull vergass'n?“

Immer wieder die bösen Fremdwörter. Draußen in einer Beletage im feinen Westen von Berlin sind die Hochzeitsgeschenke der Tochter des Hauses im Salon aufgebaut. Die stolze Mutter zeigt die schönen Sachen einer Bekannten. — „Sehr schön,“ sagt diese bewundernd, „nur schade, daß sie manches in Dublo haben.“ — „In Dublo?“ sagt die Brautmutter tief beleidigt, „was denken Sie denn? Es ist alles massives Silber, nicht das kleinste Stück in Dublo.“



Warum. Gulda: „Du hast wohl heute nacht geträumt, es hätte dir jemand einen Heiratsantrag gemacht?“ — Gulda: „Warum?“ — Gulda: „Na, du hast mindestens eine Viertelstunde lang in den süßesten Tönen immerzu „Ja“ gerufen.“



Er drehte den Spieß um. Zwei junge Engländer, die im Orient reisten, betraten einst den Laden eines Kaufmanns, dessen Kenntnisse der englischen Sprache so beschränkt waren, daß es ihnen schwer fiel, sich mit ihm zu verständigen. Mit der bekannten Arroganz des Engländers, der glaubt, jeder müsse seine Sprache lernen, damit er keine andere zu lernen braucht, bemerkte der eine Jüngling zu seinem Gefährten: „Der Esel kann kein Englisch.“ Diese Bemerkung fiel aber in den Bereich der Kenntnisse des Kaufmanns, und er fragte: „Sprechen Sie griechisch?“ — „Rein.“ — „Sprechen Sie italienisch?“ — „Rein.“ — „Türkisch?“ — „Rein.“ — „Russisch?“ — „Rein.“ — „Spanisch?“ — „Rein.“ — „Portugiesisch?“ — „Rein.“ — „O,“ meinte da der alte Mann, „wenn ich bin einmal Esel, Sie sind sechsmal Esel.“ Beschämt verließen die beiden den Laden.



Rebus.



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)



Dexirbild.



Wo ist der andere?